

Campus Delicti

Die Wochenzeitung
der HHU

Nr. 355 || 19. Mai 2011



Was lesen?

Warum Goethe wirklich Pflicht ist und
welche Klassiker glücklich machen

Thema

Literatur: Klassiker 4

Universitäres

Köpfe: Julia Kostyrka 7

Uni-Liga 8

Kolumne 9

Professorenleben 10

Japan-Wochen an der HHU 11

Hopo

Homestory: Lisa Wendzich 12

Politik

Vorzeigerebell: Daniel Cohn-Bendit 14

Umgeschaut 16

Kultur

ESC: Die selbst ernannten Experten 18

Konzertbericht: Cat Stevens 20

Sophias Welt 22

Leserbriefe. 17

Editorial 3

Inhalt 2

Impressum. 2

Campus Delicti

Die Wochenzeitung für die HHU

Redaktion

Jacqueline Goebel

Laura Diaz

Lorraine Dindas

Selina Marx

Sophia Sotke

Freie Mitarbeit

Caren Altpeter

Sonja Fasbender

Titelbild

Selina Marx

Layout/Schlussredaktion

Timo Steppat, Jacqueline Goebel,

Selina Marx

Verantwortlich (ViSdP)

Timo Steppat

Druck

Universitätsdruckerei

Auflage

1500

Kontakt

ASTA der

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Universitätsstraße 1

Mail: pressereferat@asta.uni-duesseldorf.de

Telefon. 0211 - 8113290

Campus Delicti erscheint

wöchentlich und wird immer don-

nerstags auf der Mensa-Brücke

verteilt.



Vorzeigerebellen

Liebe Leserinnen,
Liebe Leser!

Für Schüler ist es Pflicht: Das stetige Auseinandersetzen mit den großen Klassikern, mit den wortgewaltigen Werken genialer Geister und lyrischen Meistern. Doch was macht einen Klassiker zu eben diesem? Ist das, was die Curricula für Deutschabiturienten vorschreiben wirklich wichtig für die deutsche Literaturszene? Muss man sie überhaupt kennen, als Mathematiker oder Biologe - die großen Romane und Dramen? Fördert die Rezeption von Mann und Wilde wirklich unseren Intellekt, gehört das zur Basis der Allgemeinbildung? Professor Dörr ist Literaturwissenschaftler – und hat Antworten auf diese Fragen. Mehr zu Klassikern und solchen Büchern, die man wirklich gelesen haben sollte auf den Seite 3 und 4.

Auch in Lisa Wendzichs Regalen stapeln sich Bücher, gleich neben grünen Topfpflanzen und marokkanischen Windlichtern. Die Spitzenkandidatin von campus:grün hat bald ihr erstes Jahr als stellvertretende AStA-Vorsitzende hinter sich. Nach den Wahlen möchte sie noch eine zweite Amtszeit dranhängen. Campus Delicti schaute sich bei ihr zuhause um: Einblicke in Arbeitszimmer, Schlafgemach und Kühlschrank. Wie leben sie, die Politiker an dieser Uni? Was erfüllt sie außer ihrem eisernen Engagement für die Hochschulpolitik? Wir suchen den Mensch hinter den politischen Phrasen und Parolen. In den nächsten Wochen suchen wir die privaten Räumlichkeiten aller Spitzenkandidaten auf. Lisas „Homestory“ lest ihr ab Seite 17.

Daniel Cohn-Bendit hat schon mehr als eine Amtszeit hinter sich. Der Europapolitiker pendelt seit 1994 zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien. Er sitzt für die Grünen/Europäische Freie Allianz im Europäischen Parlament. Bei der Studentenrevolution 1968 traf Cohn-Bendit bei einem Kongress in Berlin Rudi Dutschke. Mit Joschka Fischer verkaufte er in einer Buchhandlung antiquarische Bücher. Man könnte ihn als Vorzeigerebellen bezeichnen. Wie viel ist davon heute noch übrig? Selina Marx traf den EU-Politiker und stellte fest: Daniel Cohn-Bendit ist weder Pazifist noch gegen die Rettungspakete für Griechenland.

Viel Spaß bei der Lektüre und schönes Wochenende!
Timo Steppat
ViSdP

Muss ich das wirklich alles lesen?

Literaturwissenschaftler Volker Dörr erklärt die Welt der Literatur: Warum Reich-Ranicki nicht zeitgemäß ist und Goethe doch zum Pflichtprogramm gehört.

Die Bibliotheken stehen voll mit den großen Werken der deutschen Literatur: Goethe, Schiller, Lessing, Fontane, Thomas und Heinrich Mann, Kafka, Hesse, Grass... und so weiter. Unsere Eltern, Großeltern oder Professoren zeigen dann gerne auf diese Bücher und sagen: Das muss man gelesen haben! Aber muss man das wirklich - alles? Und wenn ja, wo fängt man am besten an? Unsere Literatur-Kolumnistin Sophia Sotke ist diesen Fragen nachgegangen und hat sich mit Prof. Dr. Volker Dörr vom Germanistischen Institut unterhalten.

Sophia Sotke: Herr Professor Dr. Dörr, muss ich als junger Bildungsbürger wirklich alle Klassiker gelesen haben?

Volker Dörr: Man sollte kein Buch lesen, nur weil man irgendwo gehört hat, man müsse es unbedingt gelesen haben – das scheint mir kein sinnvoller Zugang. Ich würde mir einen der sogenannten „Klassiker“ eher nach einem persönlichen Kriterium aussuchen. Wenn Sie zum Beispiel Jura studieren und sich mit Familienrecht auseinandersetzen, wäre Theodor Fontanes „L'Adultera“ möglicherweise interessant für Sie, weil es darin um das Ehe- und Scheidungsrecht einer historischen Gesellschaft geht. Ein Buch wie dieses zeigt dem heutigen Leser, dass sich Normen und Werte verändern können. Und dann müssen wir uns fragen, ob unsere heutigen Normen und Werte nicht auch wandel- und verbesserbar sind.

Sotke: Aber es gibt doch mit Sicherheit einige Bücher, an denen man nicht vorbei kommt. Zum Beispiel der „Zauberberg“ von Thomas Mann.

Dörr: Es gibt eigentlich keine allgemeingültige Antwort darauf, was man unbedingt gelesen haben sollte und was nicht. Und den „Zauberberg“ können Sie auch nicht einfach so aufschlagen und lesen wie manches andere Buch. Wenn man völlig unbedarft an ein Werk wie dieses herangeht, ist das wohl Zeitverschwendung, bestenfalls führt es zu Überforderung.

Sotke: Auf Bücher wie den „Zauberberg“ sollte man sich also entsprechend vorbereiten. Wie stelle ich das an, ohne mich durch zehn Interpretationen der Sekundärliteratur zu lesen?

Dörr: Es gibt auch ein Lexikon, das in den meisten Bibliotheken vorhanden ist. Es heißt Kindlers Literatur-Lexikon und darin finden Sie kurze Erklärungen, die die Werke u.a. in den historischen Kontext ihrer Zeit setzen. Das könnte den Zugang möglicherweise erleichtern.

Sotke: Was bietet jungen Lesern eigentlich eine Orientierung in der großen Welt der deutschen Literatur? Was halten Sie zum Beispiel von Reich-Ranickis Kanon?

Dörr: Marcel Reich-Ranicki hat Gedichte, Erzählungen und Romane zusammengestellt, die er für die besten Vertreter „herausragender deutscher Literatur“ hält. Ich persönlich halte seine Auswahl für ziemlich konservativ – sie könnte auch von 1970 stammen (Anm. d. R.: die Auswahl ist von 2002). Obwohl, lassen Sie mich mal nachsehen, von den Romanautoren hat er zum Beispiel auch Arno Schmidt drin, das spricht für ihn. Andererseits kein einziges Buch von W.G. Sebald, da ist Reich-Ranicki definitiv nicht auf der Höhe der Zeit.

Titel
Thema



Sotke: Also der Kanon von Reich-Ranicki taugt nicht viel. Können Sie mir eine andere Orientierungshilfe empfehlen?

Dörr: Das ist immer so eine Sache mit der Orientierung. Als ich Germanistik in Bonn studierte, gab man uns im ersten Semester eine riesige Liste, gefühlte 40 Seiten lang. Darin standen alle Bücher, die man während des Studiums gelesen haben sollte. Können Sie sich vorstellen, wie viele Bücher das waren, auf faktisch bestimmt 10 bis 15 Seiten?! Aber ich verstehe Ihr Orientierungsbedürfnis, es ist völlig gerechtfertigt. Es gibt aber keinen Kanon, den ich jetzt pauschal empfehlen kann. Man kann ja auch einmal in den Reclam-Katalog schauen.

Sotke: Da stehen aber immer noch ziemlich viele Bücher drin. Gibt es ein paar Bücher, von denen Sie sagen, dass man sie unbedingt gelesen haben sollte?

Dörr: Nein, das werde ich jetzt auf keinen Fall machen. Wenn ich Ihnen jetzt fünf Bücher nenne, bereue ich meine Auswahl morgen schon wieder. Oder ich fange an, Ihnen Bücher zu empfehlen, und wir sitzen morgen noch hier... (lacht)



Wie gehen wir mit Klassikern und Büchern generell um? Im Bild oben sehr unorthodox. Foto: Michal Mirlach _pixelio.de; Unten: Prof. Dörr in seinem Büro. Foto: Sotke



Sotke: Aber gibt es nicht zumindest ein Buch oder einen Autor, von dem Sie absolut überzeugt sind?

Dörr: Gut, wenn Sie es unbedingt wissen wollen, kann ich eine persönliche Empfehlung aussprechen. Aber ich betone, dass diese Empfehlung wirklich rein subjektiv ist. Wenn es einen Autor gibt, der zu Recht in beinahe jedem Kanon vertreten ist, dann ist das Goethe. Das ist vielleicht so, weil viele Menschen sich bzw. ihre Interessen bei Goethe wiederfinden. Goethe war womöglich der Letzte, der noch einen Anspruch auf den Titel eines Universalgelehrten erheben könnte. Er hat sich mit so vielem auseinandergesetzt: Farbenlehre, Geologie, Jura, Ökonomie... Man liest den „Werther“ auch so oft in der Schule, weil der Text viele lebensweltliche Probleme anspricht, Pubertät, allgemeine Desorientierung, da hat jeder Anknüpfungspunkte. Ich glaube übrigens nicht, dass der „Werther“ eine Geschichte über eine unglückliche Liebe ist, vielmehr über ein unglückliches Leben...

Sotke: Sie kennen sich ja ziemlich gut aus mit Goethe.

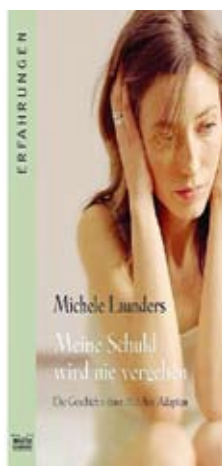
Dörr: Naja, ich beschäftige mich allerdings auch schon seit 17, 18 Jahren wissenschaftlich mit Goethe. Deshalb kann ich auch nur betonen, dass das eine rein persönliche Empfehlung ist. Mancher Leser mag Goethe auch nicht gut finden, vor allem seine Prosa, das werde ich niemandem verübeln. Sie sehen, es gibt keine gute Antwort auf Ihre Frage. Ich denke, die Hauptsache ist doch, dass man überhaupt etwas liest, das die Fantasie und Vorstellungskraft anregt. „Harry Potter“ zu lesen ist letztlich doch besser als Computer-Spiele spielen.



Unsere Klassiker

Nein, keine Weltliteratur. Und sie haben auch nicht unser Leben verändert, aber zumindest den Blick auf etwas.

Wer in Deutschland über Literatur spricht, kommt an einem Namen nicht vorbei: Marcel Reich-Ranicki, der Literaturkritiker der Gegenwart. Autoren berichten von Schreibblockaden, von Depressionen, bei dem Gedanken an Reich-Ranickis rauchige, lispelnde Stimme, wie sie vor Abscheu zitternd den gerade geschriebenen Satz zerreißt. Marcel Reich-Ranicki ist exzentrisch, ein arroganter jüdischer Intellektueller – mit einer unbeschreiblich interessanten Geschichte. Er ist ein einsamer, verschrobener Jungendlicher, der alleine in den Theatern Berlins rumhängt, nur durch Glück das Warschauer Ghetto und den Krieg übersteht, anfängt für den polnischen Geheimdienst zu arbeiten und letztendlich in der Londoner Botschaft landet. Die Geschichte schubst den jungen Mann hin und her, nur durch seine Sprachkenntnisse und seinen Intellekt schafft Reich-Ranicki es, nie den Halt zu verlieren. Doch seine Eigensinnigkeit siegt. Die kommunistische Partei schließt ihn wegen „ideologischer Differenzen“ aus, er landet im Gefängnis. Nach seiner Freilassung arbeitet er als Lektor, bis die kommunistische Führung ihm ein Publikationsverbot erteilt. Mit 38 Jahren setzt sich Reich-Ranicki 1958 nach Deutschland ab und macht Karriere, bei der FAZ, der Welt, beim ZDF. Er besucht Treffen der Gruppe 47, wird um Vorschläge für den Literaturnobelpreis gebeten. Marcel Reich-Ranickis Biografie ist lang, teilweise selbstverherrlichend, immer leicht melancholisch, manchmal schleppend, aber nie langweilig. Ob Krieg, Flucht, Liebe und Tod oder aber sein Schreiten durch das literarische Deutschland, seine Begegnungen mit Größen wie Böll und Bachmann, Marcel Reich-Ranickis Leben fasziniert mit jedem Schritt, jedes Kapitel erzählt Anekdoten und auch immer ein Stück Zeitgeschichte. jg



Michele Launders überdenkt in ihrem autobiografischen Meisterwerk „Meine Schuld wird nie vergehen“ die schwerste Entscheidung ihres Lebens Ein Buch aus meiner Jugend, das mich früher stark ergriffen hat, nennt sich „Meine Schuld wird nie vergehen“ von Michele Launders. Die Geschichte beruht auf einer wahren Begebenheit: Die junge Autorin wird während ihres Studiums ungewollt schwanger und beschließt trotz großer Zweifel, das Kind zur Adoption freizugeben. Sechs Jahre später erfährt Michele von einem kleinen Mädchen, das von den Adoptiveltern zu Tode misshandelt worden ist. Tiefe Trauer und Wut folgen, als die Autorin erfährt, dass es sich bei dem Mordfall um ihre Tochter handelt. Der Roman ist mitreißend und bedrückend zugleich, da Michele Launders die Leser an ihrem Gefühlschaos teilhaben lässt. Wer dieses Buch liest, muss sich zwangsläufig mit Schicksalsschlägen, eigener Verantwortung und Fügung auseinandersetzen. Für sanftmütige Menschen ist der Roman eine harte Kost. Ich kann jedoch dieses Buch nur empfehlen, da sich am Ende die Frage stellt: Kann man Schlechtes verursachen, indem man Gutes tut? ld



Eine Dorfjugend in Hamburg-Harburg. Der von schwerer Akne geplagte Heinz träumt von der großen Musik-Karriere. Da er jedoch trotzdem noch ein Weilchen in der familieneigenen Reihenhaussiedlung weiterwohnen möchte, erwärmt er allabendlich mit seiner Schlagerband „Tiffany’s“ betagten Damen das Herz mit Rex Gildo-Coverversionen. Was eine solche norddeutsche Coming-of-age-Geschichte im Bildungskanon zu suchen hat? In diesem stehen ja nur Werke, die den Anspruch haben, eine tiefe Wahrheit näher zu bringen und von einer gewissen Bedeutung sind. Bedeutend ist dieses Hinterwäldlerportrait aber allemal: Für all diejenigen, die finden, dass ihr Alltag zwar ein bisschen gleichförmig und öde, aber im Grunde genommen schon in Ordnung ist. Für all die Spätzünder und Bewohner des Hotels Mama. Für die, die so gerne Marius-Müller Westernhagen hören. Die vielen, die überhaupt nichts mit dem Bildungskanon und seinen Liebhabern, den Oberstudienräten und wissenschaftlichen Mitarbeitern des Landes, zu tun haben. Das norddeutsche Flachland, lehrt uns Heinz Strunk, hält eben schon ausreichend Wahrheiten für alle bereit. Und beschenkt uns mit großen Aussprüchen wie „Der Mensch ist kein Beilagenesser.“ Wer fragt da noch nach Rainer Maria Rilke? Wer vermisst da überhaupt noch den ollen Hesse? nc

Das Dorfkind

In Julias Heimatort fahren nicht mal Linienbusse. Von der ersten Begegnung mit der Großstadt.

Von Lorraine Dindas

Kevelaer? Noch nie gehört. Knapp 70 Kilometer trennen diese kleine Stadt von Düsseldorf, doch kaum einer der Landeshauptstadtbewohner kennt das Nest am Niederrhein, gerade mal 26000 Einwohner hat Kevelaer. Und genau in diesem kleinen Pilgerdorf, wo die frische Landluft einen betörenden Duft verströmt, lebte vor kurzem noch Julia Kostyrka (21). Sie studiert Philosophie und Germanistik im 4. Semester an der HHU.

„Meine Kommilitonen fragten mich oft, ob in Kevelaer die Kühe auf der Straße rumlaufen“, sagt Julia. Ein paar kleine Scherze, um das sehr im grünen gelegene Städtchen zu belustigen. Nicht nur, dass es dort keine richtigen Linienbusse gibt, der Ort hat auch nur ein Schulgebäude. Haupt-, Gesamt- und Realschule, sowie ein Gymnasium sitzen in einem Gebäudekomplex mit nur einem Pausenhof. Julia hat den entscheidenden Schritt gewagt: Sie hat ihren Wohnort von der Provinz nach Düsseldorf verlegt, an unsere schöne Uni. Jetzt lebt sie in einem der vielen Studentenwohnheime auf dem Campus. Sie tauscht ihr Kinderzimmer bei den Eltern gegen ein circa 20 Quadratmeter großes Appartement. Schon zu Beginn ihres Studiums hat sich Julia für eine Wohnung im Wohnheim beworben. Die Zusage kam sofort, für ein kleines Zimmerchen auf der Kopernikusstraße, doch leider stimmte das Preis-Leistungs-Verhältnis nicht. Sie hätte sich ein Bad und eine Küche teilen müssen. Da wollte Julia lieber doch noch etwas auf die frisch renovierte Wohnung auf der Universitätsstraße warten, der Preis



Mit Umzugskartons in der Hand: Julia Kostyrka bei ihrem Umzug ins Studentenwohnheim. Foto: Lorraine Dindas

ist identisch. Hier hat sie ihr eigenes Reich. Eine kleine Kochnische und ein Bad inklusive, voll möbliert. Und gar nicht weit von der Phil.-Fak. entfernt. Gerade mal zwei Minuten brauch sie bis zum Seminarraum. Ihr kommt der Umzug gerade recht, sonst hätte sie durch die neuen Uhrzeiten in Kevelaer noch früher aufstehen müssen. Ihre Fahrt zur Uni betrug vorher fast zwei Stunden. Julias Wecker klingelte oft schon um 5.30 Uhr, damit sie nicht zu spät zur Uni kommt. Nicht nur der längere Schlaf bietet Vorteile eines Wohnheimzimmers. „Man hat viel mehr Freiheiten und ist flexibler“, so Julia. Durch die Wohnsituation hat sie die Möglichkeit auch Kurse zu besuchen, die erst um 18.30 Uhr stattfinden. Es gibt einfach keine Bahnverbindungen zu diesen Uhrzeiten. Selbst den Hochschulsport Aerobic Kurs kann sie besuchen. Julia hat jetzt die Möglichkeit ihren Stundenplan ganz individuell zu erstellen. Lücken im Plan sind nicht mehr so wichtig, sie kann in den Pausen kurz nach Hause gehen. So schön die Flexibilität auch ist, in der Anfangszeit fühlte sich Julia jedoch oft gelangweilt. Die vier Stunden mehr Zeit am Tag müssen erstmal gut gefüllt werden, wie durch den Besuch des Unichors. Nachbarn aus ihrem Haus kennt sie kaum. „Meine Mithausbewohner und ich sind dann von den Wohnhaustutoren zu einer Grillfeier

eingeladen worden. Niemand außer mir hat sich blicken lassen“, erzählt Julia.

Ganz ohne die Landluft kommt Julia aber nicht aus: Am Wochenende nimmt sie die zwei Stunden Zugfahrt zurück in die Heimat doch wieder auf sich, um ihre Eltern besuchen und vom Unistress entspannen zu können. Aber ohne Proviant darf Julia die elterliche Wohnung nicht verlassen. Vater und Mutter sind froh, dass ihre Tochter noch gerne heim kommt. Mit ihren Eltern besorgte Julia auch viele Dinge für ihr neues Heim. Alles in Lila, angefangen bei der Bettwäsche, aber auch Pfannen und Mülleimer weichen nicht von dem Farbkonzept ab. Neue Wohnung, neue Stadt, neue Farbe – das ist Julias Motto. Finanziert wird ihr Leben im Moment von einem Studienkredit. Dabei kann sie bis zu einem bestimmten Limit ihren Bedarf selber bestimmen. Der Kredit ist an bestimmte Bedingungen gebunden. „Ich musste mir sicher sein, dass ich auf jeden Fall das Fach Philosophie studieren würde, denn ein Studienfachwechsel dürfte ich nicht vornehmen“, so Julia. Mittlerweile ist sie sich sehr sicher, dass Philosophie ihr Wunschfach ist. Sie wünscht sich sogar einen Master abzuschließen zu können. Auf die Frage ob sie jemals wieder in ein Studentenwohnheim ziehen würde, beantwortet sie ganz klar mit: „Ja!“

Fußballfest

Immer dienstags wird wieder auf dem Uni-Sportplatz gekickt. Die Liga hat wieder begonnen.

Von Sonja Fasbender

Dienstagabend, bewölkter Himmel, aber immer noch sommerlich warme Temperaturen: Es ist Uni-Liga Zeit. Auf dem Platz wird um den Sieg gespielt, am Spielfeldrand dagegen gegrillt, Bier getrunken, gequatscht oder angefeuert, „Streng` dich an, sonst gibt`s nichts zu essen,“ rufen sie.

Die 20-jährige Carina schaut ebenfalls zu, sie hat gerade keine Ahnung, wie der Spielstand ist. In einer Mannschaft mitspielen möchte sie nicht, weil sie „kein Talent zum Fußball spielen“ hat. Ihrem Freund dabei zuzuschauen macht ihr aber Spaß.

Seit dem 3. Mai 2011 treffen sich wieder Studenten in regelmäßigen Abständen zum Fußballspielen auf dem Platz hinter der Uni-Sporthalle.

Der 19-jährige Marcel spielt in der Mannschaft „Roter Stern Weiß“. Ihm gefällt besonders, dass er nicht nur die Spieler aus dem eigenen Team privat besser kennenlernt, sondern auch mit Spielern aus anderen Mannschaften und Studiengängen in Kontakt kommt.

Ein Spiel dauert 30 Minuten. Spielberechtigt sind Studenten der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, der FH und der Hochschulen für Kunst und Musik. Die Zahl der Mannschaften ist in der Liga auf 18 begrenzt, damit die einzelnen Spieler oft genug zum Einsatz kommen. So hat ein Spieler zwischen acht und zwölf Spielen.

Die Idee der Uni-Liga hat Felix Klaus vom Hochschulsportreferat vor drei Jahren von der Uni Göttingen übernommen, wo diese schon seit einigen Jahren ein Fußballfest ist. Der Verantwortliche für die Düsseldorfer Liga hat in diesen Tagen besonders viel zu tun, denn ohne ihn würde die ganze Veranstaltung nicht stattfinden.

Felix sagt über die Uni-Liga: „An erster Stelle steht der Spaß, an zweiter der Wettbewerb“.

Damit die Spiele friedlicher als die letzten Jahre ablaufen können, überwachen jetzt professionelle Schieds-

richter vom Fußballverband Niederrhein e.V. (FVN) die Regeln auf dem Feld. Felix Klaus sagt dazu: „Die Schiedsrichter sorgen für ein absolut unparteiisch gepfiffenes Fußballspiel und werden von den Studenten respektiert.“

Die Schiris erhalten einen Stundenlohn von 10 Euro und für die An- und Abfahrt nochmal jeweils 10 Euro. Diese und andere anfallende Kosten werden von den Spielern getragen, denn jede Mannschaft zahlt eine Anmeldegebühr von 100 Euro.

Das wird von den Studenten allgemein akzeptiert. So rechnet der 22-jährige Biochemie-Student José vor: „Wir sind 14 Leute in der Mannschaft und haben jeweils 10 Euro bezahlt, da ist schon das Bier mit drin.“ José trainiert mit seiner Mannschaft „Hinter Mailand Football“ einmal pro Woche. Trotzdem verbindet er die Uni-Liga eher mit Spaß als mit Konkurrenzkampf. Er steht am Grill und genießt die lockere Atmosphäre am Spielfeldrand. Besonders freut er sich, weil sein Team 3:0 gegen die Mannschaft „Phil Fak`s Finest“ gewonnen hat. Matthias und Stephan (beide 25) studieren Wirtschaftschemie und spielen für die Mannschaft „Chemiekeulen“. Sie wurden vor drei Jahren durch eine Rundmail auf die Uni-Liga aufmerksam und zählen seitdem zu den Gründungsmitgliedern. Auch sie freuen sich über die Profi-Schiris, weil die Verletzungen von Spielern durch aggressives Verhalten in dieser Saison stark zurückgegangen sind.

Einige Spieler fragen sich, was aus der Uni-Liga wird, wenn der Organisator Felix nicht mehr an der Uni ist. Einige fürchten bereits das Ende der Liga. Aber soweit ist es noch nicht. „Erst mal dreht sich alles darum:

Wer wird der neue Uni-Liga Meister? Diese Frage wird sich erst gegen Ende des Semesters klären.

News, Termine und Spielergebnisse können auf der Uni-Liga Homepage nachgelesen werden. www.duesseldorf.uni-liga.de

Fast Spitze

Insgesamt mehr als zufrieden: CHE-Ranking zeigt gutes Ergebnis für die HHU

Von Laura Diaz

Das CHE-Hochschulranking gab in diesem Monat die neuen Ergebnisse der bundesweiten Untersuchung bekannt. Insgesamt wurden über 250.000 Studierenden in mehr als 300 Universitäten und Fachhochschulen zur folgenden Kriterien befragt: Betreuung durch Lehrende, Lehrangebot, Berufsbezug, Einbeziehung in Lehrevaluation, E-Learning, Bibliotheksausstattung, Räume, Unterstützung für Auslandsstudium etc. und Studiensituation insgesamt. Die HHU erreichte bei der Bewertung durch die Studenten sieben Platzierungen in der Spitzengruppe. Geprüft wurden in diesem Jahr die Studiengänge: Jura, Betriebswirtschaft, Kommunikationswissenschaft, Medienwissenschaft, Romanistik, Politikwissenschaft und Soziologie / Sozialwissenschaft. „Wie wissen aus Umfragen unter Studierenden, dass gute Ergebnisse im CHE Ranking sich sehr stark auf die Nachfrage nach einem Studiengang auswirken“, erklärt Prof. Michael Baurmann, der zuständig für die Anmeldung des sozialwissenschaftlichen Instituts an dem Ranking-Verfahren ist. Jedes Jahr prüft die Bertelsmannstiftung im CHE-Ranking Studiengänge, die sich freiwillig dazu bereit erklären. Die Bewertungsbogen werden über die Uni an die Studenten weitergeleitet, die ihre Antworten an die Rankinggesellschaft zurücksenden können. Das diesjährige Ranking der evaluierten Düsseldorfer Studiengänge fiel gut aus: Obwohl es auch Kriterien gab, in denen die Fächer nur mittelmäßig abschließen, bewerten

die Hochschüler ihre Studiensituation insgesamt als hervorragend.

Angst vor Kritik?

Da die Bewertung vor der Befragung ungewiss bleibt, nehmen nicht alle Universitäten am Ranking teil. „Die Hochschulen die nicht mitmachen, könnten vielleicht Angst vor einer schlechten Reputation haben“, vermutet Mareike Hennings, CHE-Mitarbeiterin. Sorge vor sinkenden Studierendenzahlen muss die HHU nach dem guten Ergebnis wohl nicht haben. „Gleichgültig, wie kritisch man ihre Aussagekraft und ihre Qualität beurteilt: Es ist eine unumstößliche Tatsache, dass



Das Logo mit der Eule.

Studieninteressierte sich bei ihrer Entscheidung für ein Studium erheblich von ihnen beeinflussen lassen“, kommentiert Baurmann die Ergebnisse.

In der Kommunikations- und Medienwissenschaft beurteilten die

Befragten vor allem den Berufsbezug und die Einbeziehung in die Lehrevaluation als gut. Diesen Bezug jedoch vermissen die Juristen an ihrer Fakultät und gaben weniger Punkte. Unglücklicher sind die MeWi-Studenten jedoch mit den Räumen, auch die Sozialwissenschaftler gaben hier nur mittelmäßige Punktzahl. Trotz den guten Bewertungen scheinen sich Juristen und BWLer einig zu sein: Mehr Unterstützung für ein Auslandsstudium wäre wünschenswert.

Festzuhalten ist jedoch: Trotz Kritikpunkten und möglichen Verbesserungen, gaben die Studenten im Durchschnitt Bestnoten.

Campusgeflüster

Bulimie-Lernen: Und was bleibt übrig?

Kurz vor den Prüfungen ist der Kühlschrank leer und der Kopf gefüllt. Mit wichtigen Formeln, Theorien und jeder Menge Randnotizen, die während der Vorlesung hektisch notiert wurden. Ich kenne Kommilitonen, die während des Semesters das Leben genießen und in der letzten Woche vor der mündlichen Prüfung nicht einmal eine SMS beantworten. Bulimie-Lernen ist angesagt. Eine nette Definition lautet: „Bulimie-Lernen beschreibt die hohe Kunst, ein Studium ohne die Aufnahme von unnötigem Wissen zu bestehen. Man führt dem Körper in größeren Mengen kurz vor der Prüfung Wissen zu, um es dann direkt nach der Prüfung wieder aus dem Körper heraus zu befördern, ohne ihn mit dem Verdauen dieses Wissens allzu sehr zu belasten.“ Die Internetseite ist genauso abstrus wie der Inhalt. Doch ist an der Aussage nicht etwas Wahres dran? Verschlingen wir nicht manchmal Wissen, nur um durch die Prüfung zu kommen und leeren danach alles aus? Mein Abitur habe ich vor zwei Jahren gemacht – und ich kann mich nicht mehr an den Titel des Gedichtes erinnern, welches ich im Deutsch-Abi analysiert habe. Eigentlich ziemlich schade. Doch eine neue Prüfungsform soll dem Bulimie-Lernen ein Ende bereiten. E-Portfolio heißt das Arzneimittel. Zurzeit besuche ich eine Vorlesung an der Philosophischen Fakultät, die diese Form der Abschlussprüfung anbietet. Die Teilnehmer müssen begleitend zu der Vorlesung Texte, Fotos oder Videos online stellen. Der Lernstoff wird somit rationiert. Am Ende zählt das fertige Produkt. Besonders innovativ ist das E-Portfolio durch die verschiedenen Möglichkeiten, die der Student hat, um sein Wissen unter Beweis zu

stellen. Es steht jedem Teilnehmer frei, wie viel Material er zu einer Sitzung online stellt. Bloggen ist in diesem Fall sogar Pflicht. Ob sich das Konzept gegenüber Klausuren und Co. durchsetzt, wird sich noch zeigen. Der Dozent meint, das E-Portfolio befände sich noch in der Testphase. Das Gute ist zumindest, wenn der Klausurenstress in den anderen Fächern so richtig losgeht, ist eine Prüfung schon abgeschlossen. Ich muss mich jedoch erst mal wieder daran gewöhnen, mir Schritt für Schritt Wissen anzueignen, das zu behalten und alle paar Tage wiederzugeben. Denn nach einigen Semestern Bulimie-Lernen muss mein Kopf wieder lernen, sich auszudehnen, um die Menge an Wissen zu verarbeiten. Vielleicht hängt mir das E-Portfolio in ein paar Monaten zum Hals raus – aber bis dahin ist das Wissen hoffentlich gut verdaut.

Laura Díaz



Die Kunst der Patientenbefragung

Was machen Professoren den ganzen Tag? Eine Antwort vom Medizin-Prof Dr. Rainer Haas

Mein gewöhnlicher Arbeitstag beginnt gegen 7.30 Uhr, wenn ich von zuhause kommend in der Tiefgarage der MNR-Klinik eintreffe und mein Auto auf dem für mich reservierten Parkplatz, ein echtes Privileg, abstelle. Zumeist stelle ich dann mit einiger Beruhigung fest, dass einige meiner geschätzten Professorenkollegen – oder zumindest deren Autos – schon an der gewohnten Stelle stehen, das Leben in der Klinik sicherlich auch ohne mich weiter gehen würde. Zwölf Jahre sind seit meiner Berufung im Frühjahr 1999 vergangen und noch immer macht es mir Freude in unserer Klinik für Hämatologie, Onkologie und klinische Immunologie arbeiten zu dürfen. Ein wesentlicher Grund dafür sind die Leute um mich herum, nicht nur die Mitarbeiter unserer Klinik, sondern die Vielzahl der unterschiedlichen Menschen, die allesamt Tag für Tag dazu beitragen, dass wir unserer wichtigsten Aufgabe gerecht werden, den uns anvertrauten Patienten zu helfen, nämlich ihre Krankheiten zu erkennen, zu heilen oder doch zumindest zu lindern.

Die ersten, die ich treffe, sind die Mitarbeiter des sogenannten Hol- und Bringendienstes, der eine oder andere die erste Zigarette direkt am Eingang inhalierend. Als Exraucher habe ich Verständnis, was nicht heißen soll, das ich es ausdrücklich begrüße. Mit großem Elan nehme ich dann die vier Treppen im hinteren Treppenhaus und stürme – so empfinde ich es jedenfalls – nach oben, um dann außer Atem in unserem Sekretariat zu landen, wo mich meine beiden Sekretärinnen, Frau Hartmann und Frau Müller, mit einer für mich erstaunlich gleich bleibenden Freundlichkeit jeden Morgen begrüßen und mir das Gefühl vermitteln willkommen zu sein. Ich hoffe, dass dieses Gefühl noch bis um Julis 2020 anhält, das wäre wünschenswert, denn solange läuft mein Arbeitsvertrag, den ich so Gott

will, einzuhalten gedenke. Die erste Frage nach dem „Guten Morgen“ gilt meinem Wunsch nach einer Tasse Kaffee, eine fast schon rhetorische Frage, da die Antwort bis auf wenige Tage mit gastraler Übersäuerung zumeist Ja lautet. Nun bleibt bis zu unserer Morgenbesprechung, einer Art Morgenandacht mit den ärztlichen Mitarbeitern noch etwas Zeit die liegen gebliebene Korrespondenz zu erledigen oder einige kurze Arztbriefe zu diktieren. Es ist 8 Uhr, während der Frühbesprechung berichten die Stationsärztinnen und – Ärzte über die Patienten, die wir im Verlaufe der zurückliegenden 24 Stunden auf einer unserer 4 Stationen aufgenommen haben. Abhängig von der Diagnose und den geschilderten Symptomen schließen sich noch Nachfragen an, die der Planung des weiteren Vorgehens dienen. Nach dieser morgendlichen Zusammenkunft schwärmen wir aus an die Front, das heißt entweder auf die Stationen, in eine der drei Ambulanzen oder in das interdisziplinäre Therapiezentrum. Zumeist beginne ich meine ärztliche Arbeit in der Ambulanz, wo mir neben Schwester Christiane und Schwester Katrin auch andere Kolleginnen und Kollegen helfen.

Abhängig, ob wir während des Semesters Studentenunterricht am Krankenbett zu geben haben, breche ich zur Stationsvisite früher oder später auf, die ich in der Regel begleitet von einem Stationsarzt und einem oder zwei PJ-Studenten innerhalb von 1 ½ bis 2 Stunden absolviere. Wenn wir Studentenunterricht im Modulsystem haben, der um 10.15 Uhr beginnt, nehmen wir die 3 bis 4 Studierenden mit auf die Visite und versuchen ihnen, die hohe Kunst der Patientenbefragung und körperlichen Untersuchung zu vermitteln. Mir macht diese Aufgabe sehr große Freude, denn im Idealfall handelt es sich um ein Geben und Nehmen. Bleiben Fragen offen, was



Direktor der Inneren Medizin, der Onkologie, sowie der Hämatologie am UKD. Foto: Privat

nicht selten der Fall ist, zwingen fehlende Antworten und Erklärungen mich dazu, später nachzulesen und dabei viel Neues zu entdecken. Eine auch in Zukunft auf Forschung angelegte Universität braucht die Lehre, braucht den wachen und neugierigen Geist der Studierenden und jungen Ärzte, das Salz in einer ansonsten oftmals faden Alltagsuppe. Kurzer Rückzug in das Aufenthaltszimmer der Station, der sogenannte Sozialraum, ein kurzer Rückblick auf die Visite, noch einmal Sortieren der wichtigsten Entscheidungen, was es auf den Weg zu bringen gilt. Small talk über Ereignisse des Tages, Privates und auch Tagestipps für Ausstellungs-, Schauspiel oder Opernbesuche bei einer Tasse Kaffee, ja schon wieder, Koffein kann süchtig machen. Ab in die Ambulanz, neue Patienten, Rückrufe tätigen, Unterschriften leisten unter die vielen Urlaubsanträge. Der Mittag naht, zu früheren Zeiten der Wechsel von „Guten Morgen“ auf Mahlzeit“, was für mich als virtuellem Mitglied der Weight Watcher einer längst vergangenen Epoche angehört. Vielmehr gilt es den Versuchungen zu widerstehen, die Tag für Tag in Form von Harribo, Keksen und Heinemann-Pralinen auf mich einstürmen. Der Nachmittag steht dann im Zeichen von Terminen unterschiedlichster Art, wie zum Beispiel Sitzungen. Davon gibt es viele, mehr oder weniger sinnvolle. Zu nennen die Teilnahme an Habilitationskommissionen, Arzneimittelkommission, Strategiesitzungen des Vorstands zum Thema

Ein Stück Japan erleben

Die Japan-Wochen an der HHU auch in der Mensa

Von Lorraine Dindas

schneller, höher weiter, alles unter der Bezeichnung „Strategiesitzung“, was nicht militärisch verstanden werden darf. Es geht um das Große und Ganze, die Positionierung des Klinikums in Zeiten der Budgetierung, der Effizienz, der Verschlan-
kung, Straffung, nun eben all dessen, was uns wettbewerbsfähig halten soll, nicht immer passend zu dem Idealbild von einer Universität im Sinne von Wilhelm von Humboldt.

Gelegentlich gilt es auch ein Staats-examen abzulegen oder eine Doktorandenprüfung abzuhalten, donnerstags an einer mit den Kollegen der Kinderklinik organisierten Fortbildungsveranstaltung teilzunehmen. Die wirklich intellektuell anspruchsvollen Dinge oder was man dafür halten könnte, die Mitarbeit an von wissenschaftlichen Anträgen und Veröffentlichungen in einem Fachjournal finden außerhalb der Klinik zuhause, zumeist am Wochenende statt, wenn man die nötige Muße findet, einmal nachzudenken und sich Rechenschaft über Sinn und Unsinn seines Tuns abzulegen, fern ab von klingelnden Telefonen oder überflüssigen E-mails, die trotz des universitären Spam-Filters tagtäglich elektronisch angeschwemmt werden. Wenn ich am Abend nach Hause fahre – mit Hintergrundmusik von einer der CDs, Mal Klassik und Mal Rock-Pop - so bleibe ich doch immer dankbar, gleich was auch jeder einzelne Tag an Sorgen und Nöten mit sich gebracht haben mag, denn es überwiegt die Dankbarkeit, das alles und noch mehr tun zu dürfen solange es die Gesundheit erlaubt, wie frei nach Samuel Beckett formuliert: scheitern, immer wieder scheitern, aber eben besser scheitern als am Tag zuvor. So kann ich jeden nur ermuntern, seinen Weg an unserer Universität zu suchen und zu finden, auch wenn das Ziel für immer unbestimmt erscheinen mag.

„Yakisoba“ oder lieber „Edamame“? Dies sind zwei von vielen Gerichten, die während der Japan-Woche an der HHU, auf dem Campus, verkauft werden. Es handelt sich um gebratene Nudeln und grüne Sojabohnen. Dies ist jedoch nicht alles, es wird noch viele andere Besonderheiten geben. In der Zeit vom 23. bis zum 27. Mai feiert das Institut für Modernes Japan die 150-jährige Freundschaft zwischen Deutschland und Japan. In den Hörsälen 3A und 3D (Phil.-Fak.) wird außerdem eine Auswahl japanischer Zeichentrickfilme präsentiert, der Eintritt ist frei. Die Mensa bietet in dieser Woche ebenfalls ein paar japanische Köstlichkeiten an. Unter dem Motto „Camera Japonica – Wie Studierende der HHU Japan sehen“ findet im Foyer der Bib eine Fotoausstellung statt, organisiert von Stephanie Klases und Elisabeth Scherer (Institut für Modernes Japan). Gezeigt werden Momentaufnahmen von Studierenden die in Japan ein Auslandsstudium absolviert haben. Versehen werden die Bilder mit persönlichen Kommentaren. Und dies hat auch einen Zweck, und zwar einen guten. Denn die Werke werden zugunsten des Projekts „Heart on Coin“ versteigert. Die Erlöse kommen Grundschulen in Japan zugute die von dem schweren Erdbeben und den Folgen des Tsunami betroffen sind. Aber nicht nur Geldspenden sind gern gesehen. Die Kinder freuen sich auch über aufmunternde Worte, die vom Institut übersetzt werden. Wie auch ihr helfen könnt, erfahrt ihr hier: <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/oasien/hilfe-fuer-japan/> Das Projekt wird geleitet von den Studierenden der Kwansei-Gakuin-Universität, der Uni Osaka und Uni Kobe. Einige von ihnen haben 1995 das große Erdbeben in Kobe miterlebt und wollen jetzt helfen. Sie fahren regelmäßig in das Katastrophengebiet um zu sehen wo

Hilfe am dringendsten ist. Die Eröffnung der Ausstellung findet am Mittwoch, den 25. Mai um 12 Uhr in der Bib statt, alle Interessenten sind herzlich eingeladen. Nicht nur die Fachschaft für Modernes Japan engagiert sich besonders für die seit Herbst geplante Japan-Woche. Auch ein Seminar von Elisabeth Scherer, trägt ihren Teil dazu bei. In Kooperation mit der FH erstellen die Teilnehmer eine japanische Zeitung, diese wird zu einem günstigen Preis ebenfalls für den guten Zweck verkauft. Bei dieser Hilfsorganisation hat das Institut für Modernes Japan einen besonderen Draht zu Gastprofessor Shinji Nakagawa, er wird noch bis Ende August an unserer Uni verweilen. Falls ihr also ein paar lustige, bunte Karpfen über dem Campus wedeln seht, dann hat die Japan-Woche an der HHU begonnen. Auf Japanisch heißen sie „koi-nobori“, diese symbolisieren die Anzahl der Mitglieder einer Familie in Japan und sind das Maskottchen der Veranstaltung. Wollt ihr noch mehr über die Arbeit dieses Projekts erfahren? Oder euch selbst einbringen? Hier gibt es einige Informationen: <http://tokyo-duesseldorf.de/>



Koi-Nobori, kleine Windfahnen, die zum Knabenfest im Mai ausgehängt werden Foto: Wikipedia.com

Home
story

Eine Strategie gegen Enge

Teil 1 unserer Serie: Zu Gast bei Lisa Wendzich, Spitzenkandidatin campus:grün

Wir haben sie zuhause besucht, sind in ihre Privatssphäre eingedrungen. Haben geschaut, wie sie leben, was sie in ihrer Freizeit machen und ob sie einen Hund haben.

Homestory klingt schwer nach Gala und Gala klingt nach Boulevard. Und eine Boulevardzeitung sind wir ja eigentlich nicht. Allerdings sollten Parlamentarier aus mehr bestehen, als hohlen Phrasen. Und ganz nebenbei handelt es sich ja auch um eine Personenwahl, die in wenigen Wochen ansteht.

Von Selina Marx

Der Rhein zieht die Menschen scheinbar magisch an. Kein Wunder, dass sie sich an seinen Ufern einst niederließen. Und auch heute sind die am Wasser liegenden Stadtteile Düsseldorfs sehr beliebt, sodass die zahlreichen Neubauten in Himmelgeist nicht verwundern. Eine lange Reihe großer Mehrfamilienhäuser zieht sich zwischen grünen Feldern hindurch und wird gerade erweitert.

Eine friedliche Gegend, beinahe ländliche Atmosphäre.

Ganz oben auf dem Klingelschild steht: L. Wendzich. Der Türöffner surrt, kaum das der Klingelknopf berührt ist. „Ganz oben“, ruft Lisa durch das steinerne Treppenhaus. Vier Stockwerke weiter, bereits vor der Wohnungstür, beginnt ihr kleines Reich, das sich die Spitzenkandidatin der Liste campus:grün sich mit Freund Bryce teilt. Denn im Flur steht vorübergehend ein Bettgestell im Flur, daneben liegen Lisas Inline-Skater.

Das Sonnenlicht strömt in die Einzimmer-Dachwohnung. Vier große Fenster, ein heller Fußboden und die Holzmöbel tragen ihren Teil zu leuchtenden Helle bei. Den riesigen Schreibtisch, die kleine Küchentheke und die Schränke haben Lisa und Bryce selbst gezimmert. Die für Studenten typischen Ikeamöbel sind Mangelware. An den Wänden hängen Leinwände, graue Masken und bunt gekleidete Menschen sind darauf zu

sehen. „Die hat mein Onkel gemalt“, erklärt Lisa und lässt sich auf einen blauen Sessel in der kleinen Sitzecke fallen. Den hat eine Freundin an sie abgetreten. Das Sofa ist vom Sperrmüll. Aus dem Radio in der Ecke tönt leise Musik. „Meistens höre ich Funkhaus Europa, das Hochschulradio oder WDR 5.“ Auf dem Tisch steht ein marokkanisches Windlicht. Ob sie Reisesouvenirs sammle? Lisa schüttelt den Kopf. „Aber ich besitze mindestens 5000 Fotos, aus denen ich gerne eine Collage basteln würde.“

Tierische Mitbewohner

Hinter dem Sessel steht ein Holzbett, die Bettwäsche ist gemustert. „Wir haben noch einen ausklappbaren Sessel und eine Gästematratze. Hier könnten insgesamt sechs Personen schlafen“, sagt Lisa, während sie Wellensittich Oscar füttert. Den Käfig lässt sie offen. In einer runden Schüssel auf dem Bücherregal schwimmen zwei Goldfische.

„Ich wohne sehr gerne hier“, beginnt Lisa zu erzählen. „Zum ersten Mal seit zwei oder drei Jahren fühle ich mich zuhause.“ Vorher hat sie eine Zeit lang in der Kiefernstraße und in Bilk gewohnt. Sesshaft zu werden, sei eigentlich nicht so ihr Ding. Deshalb hat sie sich auch lange gegen den Kauf einer Waschmaschine gestraubt. Mittlerweile besitzt sie doch eine, „weil es ohne einfach nicht mehr ging.“ Dafür hat sie jetzt Probleme die Wäsche zu trocknen. Zurzeit hängen ihre nassen Kleider auf einem Metallgestell, das sie mit einem Gürtel am Fenster festgebunden hat. Der Wohnung fehlt auch noch ein Barhocker, damit sie und Bryce gleichzeitig an der kleinen Küchentheke sitzen können.

Was sie an der Wohnung am meisten mag? „Die Aussicht“, strahlt Lisa und läuft zum Fenster. Sie zieht sich geschickt am Rahmen hoch und ist mit einem großen Satz auf dem Dach. Eine sicherndes Geländer gibt es nicht, nur der weite Blick über Felder und Baustellen. Blumenkübel stehen in einer Ecke.

„Wir bauen Tomaten, Erdbeeren, Minze und Lavendel an und die Milch kaufen wir bei dem Bauern da vorne.“ Lisa deutet in die Ferne. Auch sonst achte sie auf ihre Ernährung. „Bryce und ich versuchen Biosachen zu kaufen, wenn das Geld reicht. Außer Fleisch, das ist immer bio.“ Gekocht wird im hinteren Teil der Wohnung auf einem kleinen Herd mit zwei Platten. „Wir haben auch nur zwei Töpfe“, lacht Lisa. Neben der Küche befindet sich das Bad. Marilyn Monroe schaut von der Dachschräge auf die Toilette.

Tägliches Putzen

Bryce sitzt vor seinem Laptop und beteiligt sich gelegentlich am Gespräch. Mal auf Englisch, mal auf Deutsch. Den Pool könne er uns leider nicht zeigen, der sei wegen Renovierungsarbeiten geschlossen. Er zwinkert verschmitzt. Lisa grinst ihren australischen Freund an. „Ich habe meist eher ausländische Freude gehabt“, lacht die

Weltenbummlerin. Außerdem könne sie sich gut vorstellen im Ausland zu leben. Aber reichen die 25 Quadratmeter für zwei Personen? „Es ist schon eng“, gesteht Lisa. „Aber ich habe eine Strategie dagegen entwickelt. Zum Beispiel putze ich täglich die Wohnung, denn vor allem der Boden muss sauber sein und wir räumen abends immer auf“. Lisa hat sich den Traum eines jeden Mädchens verwirklicht: einen begehbaren Kleiderschrank. „Ich liebe second-hand-shoppen und tausche viel mit meiner Familie oder Freundinnen“, sagt Lisa. „Klamotten sind so austauschbar, dass ich Wert auf einen persönlichen touch lege.“

Lisa sitzt seit letztem Sommer im AStA-Vorstand. Das bedeutet jede Menge Arbeit. „Ich arbeite zuhause, damit ich zwischendurch skaten und abschalten kann“, erklärt sie. Abschalten will sie demnächst auch den normalen Strom. „Ökostrom ist mein nächstes Projekt in dieser Wohnung.“



Zwei Mitbewohner: Freund Bryce und Wellensittich Oscar.
Fotos: Adrian Heyer



Durchs Fenster auf die Dachterasse mit Panoramablick

Ein echter Europäer

Zu Gast bei HHU-Institut: EU-Parlamentarier Daniel Cohn-Bendit fordert eine europäische Mischkultur, europäische Botschaften und eine europäische Armee

Von Selina Marx

Wenn die Konrad-Adenauer-Stiftung einen Grünen einlädt, ist das schon eine Besonderheit. Wenn dieser Grüne auch noch als einer der führenden Köpfe der 68er-Bewegung gilt, ist es fast schon eine Sensation. Der Ko-Vorsitzende der Fraktion Die Grünen/Europäische Freie Allianz, Daniel Cohn-Bendit, scheint bereits zu Lebzeiten eine politische Legende zu sein. Am Montagabend hielt er eine feurige Rede über „sein Europa“.

Er sei der Einladung der Stiftung (übrigens in Kooperation mit der HHU und dem Düsseldorfer Institut für Außen- und Sicherheitspolitik, kurz: DIAS) aus unparteiischen Gründen gefolgt, betont Cohn-Bendit gleich zu Anfang. Und schon hat er die Sympathie des Publikums gewonnen, wobei nicht klar wird, ob dies an seiner unkonventionellen Lederjacke, seiner tiefen, ein wenig kratzigen Stimme oder seinem Humor liegt. Augenzwinkernd gibt er einen Rückblick über die letzten 60 Jahre Europas. Über die Landung der Alliierten in der Normandie, die zu seiner Geburt im April 1945 als Sohn jüdischer Eltern geführt hat. Über den Rhein und die Oder, die nicht länger Staatsgrenzen sind. Und über die Überwindung von Imperialismus, Faschismus und Kommunismus. „Europa war immer eine kriegerische Region, aber es hat unglaubliche Schritte nach vorne gemacht“. Seine Stimme bebt. „Als nächstes muss Europa den Nationalismus überwinden“, davon ist er überzeugt. Doch diese Entwicklung wird Zeit brauchen. „Die Entwicklung der europäischen Demokratie

und Souveränität ist ein geschichtlicher Prozess, der vermutlich noch Jahrhunderte dauern wird. Gemeinsinn entwickelt sich nicht per se.“ Harte Worte von einem angeblich so überzeugten Europäer. Doch Cohn-Bendit findet eine Erklärung. Sein Geburtsland Frankreich beispielsweise: Seine Landsleute beriefen sich sehr gerne auf die Französische Revolution - aber hätten deren Akteure damals die Frauen vergessen. Das allgemeine Wahlrecht sei erst 150 Jahre später eingeführt worden. Defizite seien folglich durchaus veränderbar. Vor allem, da eine wichtige Voraussetzung bereits geschaffen ist: „Alle Staaten sind gleichwertig und lehnen die Hegemonie eines einzelnen ab.“

Aktuelle Brennpunkte

Wie genau er es schafft, den Spannungsbogen in seiner fast andert-halbstündigen Rede zu halten, lässt sich nicht genau sagen. Vielleicht liegt es an der Vielzahl von Themen, die er anschnidet. Die Finanzkrise ist eines davon. Die finanzielle Unterstützung Griechenlands befürwortet er. „Wenn die Griechen aussteigen, wird ihre Drachme abgewertet. Doch dies macht keinen Sinn, da Griechenland nichts produziert, was abgewertet werden könnte.“ Aber Griechenland ist nur eines von zahlreichen Exempeln. Die Entscheider der Finanzwelt hätten am Ende ihr Agieren selbst nicht mehr verstanden, behauptet Cohn-Bendit. „Die Wachstums-idee „immer schneller, immer mehr“ funktioniert nicht. Eine Weltwirtschaft

ohne Regulierung besitzt keine Rationalität.“

Außerdem findet er, dass das Abschieben der Flüchtlinge in Lampedusa ein Ausdruck von Schwäche ist. „Wir müssen eine europäische Regelung für die Flüchtlinge finden und diese Entscheidung nicht den jeweiligen Grenzländern zumuten“, ruft er aus.

Und dann ist da ja noch der Klimawandel. Seine Einstellung: natürlich grün. Atomausstieg, ja bitte. „Wenn eine Industrienation wie Deutschland es schafft für nachhaltiges Wachstum und nachhaltigen Wohlstand ohne Atomenergie zu sorgen, ist das eine große Herausforderung für andere Staaten.“ Das beste Argument für die Spaltung Deutschlands: „Die Atomkraftwerke werden immer teurer, weil sie erneuert werden müssen, um Katastrophen, wie in Fukushima, zu verhindern. Das ist auf Dauer nicht finanzierbar.“

Kein Pazifist

Ganz so grün ist seine Einstellung zum NATO-Einsatz in Libyen allerdings nicht. Er schäme sich für den Außenminister und dessen deutschen Sonderweg. „Wenn die Libyer sich von Gaddafi befreien wollen, muss Europa das unterstützen. Das ist seine Pflicht.“ Ein Grüner, der den Krieg predigt? „Es gibt historische Situationen, in denen man Menschenrechte mit Waffen verteidigen muss“, lautet die Antwort von Cohn-Bendit. „Manchmal muss man für die Freiheit kämpfen.“ Es sind diese Sätze, diese Momente, in denen seine Leidenschaft mit ihm durchgeht, in denen er wieder der Rebell von damals, von ‚68 ist.



Cohn-Bendit: Ein großer Redner, der auch bei seinem Auftritt im Palais Wittgenstein gerne gestikulierte.
Foto: Privat

Zur Person

Der Ko-Vorsitzende der Fraktion Die Grünen/Europäische Freie Allianz sitzt seit 1994 abwechselnd für die deutschen und französischen Grünen im Europäischen Parlament.

Bekannt wurde er in den 1960er Jahren als einer der Sprecher der Pariser Mai-Revolution. Im Februar 1968 traf er beim Vietnamkongress in Berlin Rudi Dutschke. Nach seiner Ausweisung aus Frankreich schloss er sich in Deutschland der von diesem geführten Außerparlamentarischen Opposition an. Er eröffnete außerdem mit Freunden die „Karl-Marx-Buchhandlung“, in deren Keller Joschka Fischer antiquarische Bücher verkaufte, und engagierte sich als Erzieher in einem antiautoritären Kinderladen der Universität Frankfurt. 1984 wurde er Mitglied der Grünen. Beim französischen Hörfunksender Europe 1 moderierte er Anfang der 80er Jahre die Sendung „Freies Wort für alle, die weniger verdienen wollen, um besser leben zu können“.

Parallelwelten

Als die 68er-Bewegung um sich greift, wird Daniel Cohn-Bendit einer der prominenten Sprecher dieser Bewegung und Mitglied der radikalen Studentenbewegung 22. März. Diese kritisiert den französischen Konservatismus und tritt für eine Verbesserung der Studienbedingungen ein. Am 21. Oktober 1968 wird Cohn-Bendit aus Frankreich ausgewiesen und ihm wegen angeblich revolutionärer Aktionen zeitweilig eine Rückreise nach Frankreich verweigert. Er geht nach Frankfurt, schließt sich der Sponti-Bewegung an und zieht in die WG von Joschka Fischer. Beide schließen sich der Außerparlamentarischen Opposition unter Rudi Dutschke an. Doch ihr Herz schlägt mehr grün als rot. Sie wollten pragmatische Politik machen; initiierten 1981 den Arbeitskreis Realpolitik. Schließlich landen sie bei den Grünen. Während Fischers Amtszeit als hessischer Umweltminister von 1985–87 ist Cohn-Bendit dessen engster Berater.

Doch so ähnlich sie wirken, das Leben scheint sie unterschiedlich geprägt zu haben. Fischer lässt sich 1983 in den Bundestag wählen und wird Mitglied der ersten grünen Bundestagsfraktion. 1998 übernimmt er unter der rot-grünen Koalition das Amt des Vizekanzlers und des Außenministers. Nach seinem Ausscheiden aus dem Bundestag 2005 schließt er 2009 einen Vertrag mit den Energieversorgern RWE und OMV als politischer Berater für den geplanten Bau der 3300 km langen Nabucco-Pipeline, die Erdgas vom Kaspischen Meer in die EU transportieren soll.

Cohn-Bendit sitzt hingegen seit 1994 als überzeugter Demokrat im Europarlament und setzt sich für eine EU-weite Reduktion des CO₂-Ausstoßes ein. Sein Traum war offenbar nie deutsch, sondern immer europäisch. So gründete er mit Parlamentskollegen am 15. September 2010 die „Spinelli-Group“, die sich für einen europäischen Föderalismus einsetzt.

Viel Kritik, keine Lösung

Cohn-Bendit sieht nicht aus, als wäre er über 60. Und er redet auch nicht so. „Es ist legitim, Dinge in Frage zu stellen.“ Ohne Zögern, ohne Stocken, teilt er seine Vision von Europa mit: „Mein Europa ist machtvoll. Wir brauchen eine europäische Armee und europäische Botschaften. Dadurch können wir viel Geld sparen.“ Wie genau das umgesetzt werden soll, sagt er nicht. Aber vielleicht will er auch gar nicht der Mann mit den Lösungen sein. Vielleicht will er gar nicht auffallen und sich selbst inszenieren, so wie sein Freund Fischer, dessen Biografie „Joschka und Herr Fischer“ am 19.5. in die Kinos kommt. Vielleicht will er einfach nur begeistern: Für die EU und für eine soziale, wirtschaftliche und ökologische Mischkultur.

Was er, als alter 68er, von uns Studenten hält, verrät er am Ende auch noch: „Es ist heute wegen der großen Konkurrenz viel schwieriger jung zu sein als damals. Was Sie daraus machen, müssen Sie selbst entscheiden.“ Dann muss er los, um die Bahn nicht zu verpassen.



In Düsseldorf

14 Millionen Menschen sahen den Eurovision Songcontest vor den Fernsehern, 20000 Menschen drängten sich am Apollo-Platz nahe dem Landtages zum Public Viewing. Ja, Aserbaidzhan hat gewonnen. Doch das ist nicht die Überraschung der vergangenen Woche.

Jan Schönrock ist zurückgetreten. Der ehemalige Juso-Vorsitzende hat es als lauteste Stimme der Opposition zu Bekanntheit weit über den Studierendenparlamentssaal hinaus gebracht, war sogar Professoren ein Begriff. Doch nun zog der ehemalige Campus Channel-Moderator den Hut – aus persönlichen Gründen, wie seine Facebook-Notiz verheißt. Seine Juso-Kollegen wurden vorab nicht über die Entscheidung und auch nicht über mögliche Motive informiert. Er schien wie der Fels in der Brandung – über die Vorwürfe und Streitigkeiten der Hochschulpolitik erhaben und in seinem Engagement ungebrochen. Ein Trugschluss?

In Deutschland

Jan Schönrocks Motive liegen im Verborgenen. Jedenfalls sind keine Plagiate des Geschichts- und Politikstudenten bekannt, die einen Rücktritt hätten begründen können. Aber das wäre dann wohl doch ein Hoffnungsträger zu viel, der von der Skandalwelle erfasst wird. Auch Silvana Koch-Mehrin musste ihren Doktor abgeben und ihr Amt als Vizepräsidentin des Europäischen Parlaments gleich mit. Abgeordnete will die 40-Jährige jedoch bleiben. Bis zur nächsten Wahl. Denn mal ehrlich – blond, blauäugig und langbeinig – kann man dieser Frau ohne Dokortitel Kompetenz zutrauen? War das nicht ihr einziges Gegengewicht? Und gibt es nicht eh eine Reihe an Vorwürfen gegen die Arbeitsmoral der Europapolitikerin? Vielleicht war eben diese berüchtigte Faulheit, das häufige Versäu-

men von Sitzungen, Anlass für die Plagiatsjäger die blonde Schönheit mal genauer unter die Lupe zu nehmen. Im Parlament eine Anwesenheitsquote von lediglich 40 Prozent – wie hoch mag da wohl die Anzahl der besuchten Vorlesungen wirklich gewesen sein?

Doch die FDP-Politikerin gewinnt Wahlen. Das ist Fakt. Sie ist wichtig für ihre Partei. Und ihr stiller Abgang hat dafür gesorgt, dass die FDP nicht mit in ihren Abwärtsstrudel hineingezogen wird. Oder ist das vielleicht nur niemandem aufgefallen, bei der Liste an potentiellen Stimmungstiefen?

Rösler hat nun das Schiff übernommen. Da sieht es bei der SPD noch ein bisschen richtungsloser aus. Kanzlerkandidat, Parteispitze? Peer Steinbrück hat verkündet, wie sehr er dafür geeignet wäre. Dass die ganze Partei hinter ihm stünde, sollte die Entscheidung ihn treffen. Steinbrück hat als Finanzminister gegläntzt, hat Konjunkturpakete gemanagt und Banken den Rettungsring zugeworfen. Aber Steinbrück hat nie Wahlen gewonnen und steht für die Agenda-Politik. Das ist Fakt. Er ist der Anti-Schröder. Kein Mann für die erste Reihe, kein Mann für die Massen. Schade, Peer.

In der Welt

Aber manch einer bleibt halt lieber im Hintergrund. IWF-Chef Dominique Strauss-Khan wurde von keinem der Passagiere der ersten Klasse erkannt, als die Polizei ihn aus dem Flugzeug führte. Der potentielle Gegenkandidat für Sarkozy bei der nächsten französischen Präsidentschaftswahl soll in New York versucht haben, ein Zimmermädchen zu vergewaltigen. Er hätte an Sarkozys Stuhl sägen können, doch seine Triebe siegten über Moral und Selbstbeherrschung, über das eigene politische Kalkül. Vielleicht auch das Gefühl, schon mächtig genug zu sein, um nicht belangt zu werden. Doch man soll niemanden

„Im Parlament eine Anwesenheitsquote von lediglich 40 Prozent – wie hoch mag da wohl die Anzahl der besuchten Vorlesungen wirklich gewesen sein?“

vorverurteilen. Verschwörungstheoretiker würden fragen: Was, wenn alles nur inszeniert wäre? Wer einen Nutzen aus dem Sturz Strauss-Kahns hätte ziehen können, ist klar: Sarkozy. Denn Strauss-Kahn hätte an Sarkozys Stuhl sägen können. Aber Sarkozys politisches Kalkül habe gesiegt, würden Verschwörungstheoretiker sagen.

Aber mal ehrlich, sowas wie Thronnachfolgen diskutieren, wer der nächste mächtigste Mensch im Staat wird, das ist doch bei Demokratien völlig uninteressant. Da ist Syrien spannender. Oder Libyen, wo man gegen Gadaffi, den letzten mächtigsten Mann des Staates, und zwei seiner Söhne Haftbefehl gestellt hat. Der ging zwar nicht von der Übergangsregierung aus, sondern vom internationalen Gerichtshof für Menschenrechte in den Haag. Aber dennoch ist die Situation im eigenen Land kritisch genug, um ehemalig hochrangige Politiker und Militärs in die Flucht zu schlagen. Fraglich ist nur, wer diese Menschen je verhaften und für ihre Taten zur Rechenschaft ziehen wird.

Jacqueline Goebel

Kommentierte Kommentare

Der Wahlkampf hat begonnen. Campus Delicti möchte informieren, Diskussionen anregen und so nicht nur zu Partizipation aufrufen, sondern auch zur Meinungsbildung anregen. In der vergangenen Ausgabe haben wir daher mehrere Artikel zur Hochschulpolitik geschrieben. Unsere HoPo-Redakteurin Selina Marx sprach mit der Fachschaftenliste, campus:grün und dem RCDS über deren Wahlkampfstrategien. Mehr Listen konnten wir leider nicht einbinden – Jacqueline Goebel mokierte sich in einem Kommentar über die Pressearbeit der Listen und das Problem, Termine rechtzeitig zu vereinbaren. Nicht das einzige, was unsere Politik-Redakteurin an Wahlkampfaktiken der Listen auszusetzen hatte. Dass die Listen mehr Kandidaten aufstellen, als es Sitze im Parlament gibt, sei undemokratisch und diene nur dem Anhäufen von Stimmen.

Viele Listenmitglieder sehen das anders. Auf Grund der Vielzahl von Leserbriefen können wir diese hier leider nur ausschnittsweise veröffentlichen. Die vollständigen Kritiken findet ihr auf der AStA-Homepage.

Die Redaktion

Achim Winkelhaus, Mitglied der Juso-Hochschulgruppe zum Artikel „Auf der Suche nach dem Konsens“ (CD 354):

„Die Überschrift vor dem zweiten Absatz („Blockade durch die Jusos“) erweckt den Eindruck, dass die Juso-Hochschulgruppe die Neufassung der Satzung bzw. das Treffen der Satzungskommission blockiert hätte. Dies ist jedoch nicht der Fall.

„Auf der SP-Sitzung [...] hatte eine Mehrheit (nämlich 10 von 16) der anwesenden ParlamentarierInnen Bedenken, der Satzung in der vorliegenden Fassung zuzustimmen. Daher haben wir, die Juso-Hochschulgruppe, zusammen mit Internationaler Liste und RCDS vorgeschlagen, eine Satzungskommission zu bilden [...]“

Florian Lefarth, Vorsitzender der Internationalen Liste:

„Der einseitige und abwertende Artikel in CD 354 bestätigt für uns die INKOMPE- TENZ (von mangelndem Feingefühl kann ich nun nicht mehr sprechen) der „HoPo“- Abteilung der CD.“

„Uns in einem Absatz so abzuwerten, dass jeder unbeteiligte Leser denken muss, wir wären die Faulsten von allen, ist einfach nur armselig. Wir mögen zwar Politik betreiben, aber in erster Linie sind wir IL-Parlamentarier Studenten, bei denen der Uni-Alltag einfach Priorität hat. Diesen Kommentar deshalb auch einfach sparen können. Man muss schließlich nicht zu allem seinen Kommentar abgeben. Es sei denn natürlich, man will sich für eine Stelle bei der Bild-Zeitung empfehlen.“

Andreas Jentsch, ehemalige AStA-Vorsitzender und Mitglied der Juso-Hochschulgruppe zu dem Kommentar „Hinterlistig lange Listen“ (CD 354):

„So reduziert der Kommentar von Jacqueline Goebel eine freie, demokratische Wahl auf einen simplen Schwanzvergleich.“

„Wie man diesen Pluralismus, diese Bereicherung an Personen und Inhalten kritisieren kann, ist mir unerklärlich.“


„Allen Studis pauschal die Mündigkeit abzuspochen, ist nicht nur Populismus der übelsten Sorte, sondern ein Schlag in das Gesicht eines jeden, der eine demokratische Wahl ernst nimmt und seine Stimme wohlüberlegt und aus Überzeugung abgibt.“

„Wer viel leistete wird in der Regel durch zusätzliche Stimmen belohnt. 2010 haben mir persönlich 146 Menschen ihr Vertrauen geschenkt. [...] Vielleicht lag es auch am „Rampenlicht“, an der exponierten Stellung als amtierender AStA-Vorsitzender, wie Jacqueline Goebel denkt? Das Ergebnis meines direkten Vorgängers Dennis Heckendorf (14 Stimmen 2009) lässt diese These bezweifeln.“

**SUMO.
SONY.
SUSHI**

**ANDREAS NEUENKIRCHEN LIEST AUS
"GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR JAPAN"**

Autoren
Lesung!



Wo: reinraum (Jahnplatz)
Wann: 28. Mai 2011
Beginn: 19:30 (Einlass: 18:30)
Der Eintritt ist frei.

Organisiert von Studenten der HHU Düsseldorf in Zusammenarbeit mit reinraum e.V. und freundlicher Unterstützung





Selbst ernannte Experten

Schlechte Prognosen und ahnungslose Journalisten:
Aber ein blindes Huhn trinkt auch mal
ein Korn. Das war der ESC.

Von Christoph Henrichs

„Ich hab’s euch doch gesagt“, ätzt der junge Mann wichtigtuerisch in Richtung von Eldar und Nikki auf dem Siegerpodium. Er erinnert an die Pressekonferenz nach der ersten Probe mit den nun übergläcklichen aserbajdschanischen Siegern des Eurovision Song Contest 2011. In dieser Pressekonferenz, so der Nachwuchsjournalist, habe er ihnen nämlich ins Gesicht gesagt, dass sie den Gesamtsieg erringen könnten. Ich bin dieser Nachwuchsjournalist. Ich fand den aserbajdschanischen Song von Anfang an stark, das will ich hier einmal betonen.

Vielleicht sollte ich allerdings besser unerwähnt lassen, dass ich mich beim Vorhersagen des Rankings bei über der Hälfte der Länder um mindestens fünf Plätze verschätzt habe. Aber da bin ich nicht der einzige, denn es war ein sehr überraschender ESC und viele vorher als Favoriten deklarierte Sänger haben traurige Niederlagen einstecken müssen.

Diese Erkenntnis setzte am Samstagabend sehr bald bei allen selbst- und fremdernannten Experten im schicken Pressezentrum neben der Arena ein. Da hatte einer 40 Euro darauf gewettet, dass Großbritannien unter die ersten Drei kommt - er konnte ja nicht ahnen, dass die Boys von Blue mit gehörigem Nervenflattern auf die Bühne gehen und konsequent alle möglichen und unmöglichen Töne versammeln würden. Am Ende wurde es nur der elfte Platz.

Und wer hätte wirklich ernsten Willens behauptet, Italien könnte nach 14 Jahren ESC-Abstinenz mit einem abgefahrenen Jazz-Song den zweiten Platz ergattern?

Wochenlang wurden Gesangsstimmen bewertet, Kostümfalten analysiert und Lichteffekte kritisiert. Auch ich habe fröhlich eingestimmt in das laute Wetteifern: Wer kennt mehr unnütze Fakten, wer kann sich besser in die Oststaatenmentalität hineindenken, wer sieht bei welchem Künstler am meisten Pannenzug?

Und dann kommt das Event, schmeißt alle Vorhersagen über Bord und bahnt sich seine eigenen Wege - und alle Experten müssen erstaunt feststellen, dass sie doch mal wieder den kulturellen und geschmacklichen Zusammenhalt des Ostblocks unterschätzt haben. Natürlich werden sofort wieder die patzigen Stimmen laut, die zu jedem ESC ertönen: „Die“ schachern sich doch alle nur gegenseitig die Punkte zu, Sympathie geht „bei denen“ vor Musik.

Aber haben diese Kritiker schon einmal darüber nachgedacht, wie wir in Westeuropa mit dem ESC-Liedgut umgehen? Am Liebsten haben wir die Songs aus Skandinavien, den Pop aus Großbritannien und Irland, die schönen Klänge aus dem mediterranen Raum. Mit traditionellem Balkangut können wir nichts anfangen und der georgische Rock jagt uns Schauer über den Rücken.

Und genau darauf fallen die Experten jedes Mal wieder rein: Sie vergessen über ihren Geschmack die Neigung der anderen. So sagte am Finaltag auf einmal jeder mit wissender Miene einen Sieg der irischen Toupet-Torpedos Jedward voraus. Jedward waren die Lieblinge Westeuropas, bekamen letztendlich aber von den östlichen Staaten insgesamt nur 12 Punkte: Aus der Slowakei,



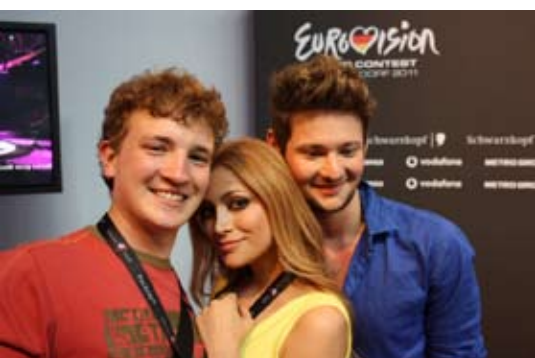
aus Bulgarien und aus Polen. Das reicht nicht für den Sieg.

Und so kam es, dass mit Fortschreiten der Punktevergabe in dieser Nacht der Jubel der aserbajdschanischen Journalisten immer lauter wurde (wo kamen die eigentlich auf einmal alle her?) und der Song Contest schließlich mit einer putzigen Pressekonferenz der beiden verschreckten, seligen Gewinner endete. Damals, nach der ersten Pressekonferenz, schrieb ich in meinem Internetblog: „Die beiden sind so süß! Schüchtern und verlegen sitzen sie da und bedanken sich artig für jedes Lob.“

Jetzt haben sie viel Dank zu sagen. Und ein bisschen stolz bin ich schon, dass ich so ganz nah ran durfte, mich mit ihnen unterhalten konnte. Mit den Siegern einer Fernsehshow, die immerhin über 125 Millionen Menschen gesehen haben. Und so bedanke auch ich mich artig für die großartige Gelegenheit, meine per-



Oben: Ein letzter Blick auf die Arena. Unten: Christoph (li.) mit Nikki und Ell, den zwei Künstlern aus Aserbaidjan, die damals ihren Sieg noch nicht er ahnten.



sönlichen Eindrücke zu schildern und so viele Fotos und Informationen aus dem Pressezentrum in die Welt zu tragen wie ich nur konnte. Es ist nach 2 Uhr und mittlerweile Sonntag, als ich das letzte Mal das Pressezentrum verlasse - diese Halle, in der bald wieder die Sportler Leichtathletik betreiben werden. Ich drehe mich noch einmal um und seufze wehmütig. Und dann muss ich noch irgendwie was los werden. „Danke für alles, war schön hier“, sage ich und drücke dem verdutzten Security-Mann an der Tür die Hand. Er grinst. „Jo. Fand ich auch!“

Christoph Henrichs hat für die Campus Delicti in den letzten Wochen den Eurovision Song Contest begleitet. Mehr zum ESC in seinem Blog [:://curlygerman.de](http://curlygerman.de) eingestellt.



Spaß mit 1Live

Der Hörsaal wird zur Bühne. Unter dem Motto „Comedians bringen den Spaß in die Sektor-Unis“ findet übermorgen im Hörsaal 3A um 18.00 Uhr die 1LIVE Comedy statt. Die Nachwuchs-Künstler Tony Mono und Dave Davis, der im vergangenen Jahr mit dem Deutschen Comedypreis 2010 ausgezeichnet wurde, touren mit ihrer Show durch die Hörsäle NRWs. Auch auf der Bühne zu sehen sind am Samstag die Comedians Meltem Kaptan, Kristian Kokol, Luke Mockridge und Abdelkarim. David Werker, der bereits vor einigen Monaten im Hörsaal 3B seine Show aufgezeichnet hatte, wird ebenfalls sein neues Programm präsentieren. Karten gibt es an der Abendkasse für 15,15 Euro. LD

Mit dem Peace Train durch die Welt

Yusuf alias Cat Stevens sang in der Arena in Oberhausen. Ein Leben in 33 unvergänglichen Liedern.

Von Kerim Kortel

Punkt Acht Uhr, Arena Oberhausen. Der alte, bärtige Herr betritt die Bühne in einem grauen Mantel. Er singt, nur von seiner Gitarre begleitet, den Song, mit dem er schon in den 70ern seine Shows begonnen hatte: „I listen to the wind, to the wind of my soul“. Ein seliges, frommes Lächeln zierte sein Gesicht. 13 000 Zuschauer sind hier, um den Sänger zu sehen, der einmal Steven Demetre Georgiu war, der als Cat Stevens weltbekannt wurde, der sich Yusuf Islam nannte und inzwischen einfach Yusuf heißt. „Where I'll end up well I think only God really knows“. Dieser Mensch hatte viele Identitäten, doch dieses Lied ist der Beweis dafür, dass er doch immer der Gleiche war, und dass es gar nicht anders kommen konnte. 1971 geschrieben, nimmt „The Wind“ die In-Sich-Gekehrtheit und Frömmigkeit des späteren Yusuf Islam vorweg. Er ist es also wirklich, der große Cat Stevens, der hier mit seiner Klampfe steht und singt. Äußerlich und innerlich verwandelt, aber mit dem selben Wind in seiner Seele.



Jung und schön: Cat Stevens in seiner Jugend. Fotos: Wikipedia.com

Katzenaugen

Cat Stevens' Biographie ist so faszinierend wie sie außergewöhnlich ist. 1948 als Sohn eines zyprischen Griechen und einer Schwedin in London geboren, begann er seine Karriere als Folksänger mit dem skurril-simplen „I Love My Dog“. Damals sang er schon unter dem Pseudonym Cat Stevens, weil er seinen griechischen Namen zu sperrig fand und seine Freundin meinte, er habe Katzenaugen. Einige Jahre später war Cat ein internationaler Rockstar. Schuld daran war sein einzigartiges Gespür für unsterbliche Melodien. Diese waren, wie er einmal in einem Interview verriet, immer zuerst da, erst im Anschluss kamen die Texte dazu. Was nicht heißt, dass die Inhalte in seinen Liedern zweitrangig wären, im Ge-

genteil. Vielleicht liegt es gerade an dieser Arbeitsweise, dass seine Songtexte so ehrlich sind und von einer unmittelbaren, fast urwüchsigen Schönheit geprägt sind. Sie spiegeln unverzerrt die jugendlichen Zweifel des Sängers und seine ewige Suche nach Sinn, Erfüllung, Frieden. Er selbst sagte einmal über seine Texte: „When I sing the songs now, I learn strange things. I learn the meanings of my songs late.“

Inspiration in Spanien

Nach zehn Minuten bringt Cat mit „Moonshadow“ den ersten Welt-hit des Abends: „If I ever lose my eyes, if my colors all run dry, yes if I ever lose my eyes, I won't have to cry no more“. Ein zweiter Gitarrist ist inzwischen auf der Bühne, aber noch sind weder Schlagzeug,

noch E-Piano zu hören. Cat Stevens wirkt alt. Seine mittlerweile etwas rau klingende Stimme ist zwar angenehm, aber man sucht in ihr vergeblich nach dem Feuer, das seine alten Aufnahmen so intensiv und gleichzeitig so zerbrechlich gemacht hatte. Da leuchtet keine verzweifelte Euphorie mehr in seinen Augen, nur noch die zufriedene Weisheit des Alters. Das Lied „Moonshadow“ ist das Ergebnis einer spontanen Inspiration. Cat machte alleine Ferien in Spanien und stand eines Nachts auf den Felsen am Meer mitten in der Brandung. Elektrisiert von der Atmosphäre des Ortes und vielleicht auch von der Wirkung gewisser bewusstseinsweiternder Stoffe, fing er an zu tanzen und zu singen. Zurück kam er von dem nächtlichen Ausflug mit dem fertigen Lied. Hier in Oberhausen tanzt Cat Stevens nicht mehr, sondern sitzt gebeugt auf einem Barhocker. Erste Zweifel kommen wieder hoch: Kann das wirklich der gleiche Mensch sein? Oder hat tatsächlich eine Verwandlung stattgefunden?

Nahtoderfahrung

Es gibt diese Art von Menschen, die von ihrem innersten Wesen her Suchende sind. Für sie sind spirituelle Erfüllung und religiöse Antworten Grundbedürfnisse. Während sich der gewöhnliche Mensch nach einem Gespräch über Gott und die Welt ziemlich schnell wieder anderen Dingen zuwendet und sich etwas träge damit abfindet, dass er nicht weiß, ob es eine höhere Macht gibt und eine Welt ohne Hunger und Krieg, können die Suchenden nicht schlafen ohne Antworten auf ihre Fragen. Cat Stevens muss diesem Typ Mensch angehören. Ende der Siebziger fand er seine Antwort. Nachdem eine Tuberkulose-Erkrankung und ein Nahtod-Erlebnis beim Schwimmen im Meer ihn mit dem Tod konfrontierten und sein Bruder ihm einen Koran schenkte, konvertierte er schließlich offiziell zum Islam und änderte seinen Namen in Yusuf Islam.

Nach einer Stunde geht das Licht an. In einer Durchsage werden 30 Minuten Pause angekündigt. Für die Fans ist das verkraftbar, schließlich haben sie ganze 30 Jahre gewartet, um Cat Stevens wieder live zu seh-

en. Die Suche hatte ihn zu grandiosen Kompositionen inspiriert, aber das Gefunden-Haben schwieg. 1981 entschied er sich zu dem wohl radikalsten Schritt, den ein Musiker gehen kann: Er versteigerte alle seine Instrumente und entschloss sich, von nun an keine Musik mehr zu machen. Sein Leben wollte er ganz der Erziehung seiner Kinder und der Religion widmen, die zumindest in ihrer überorthodoxen Spielart weltliche Musik verbietet. Und, zum Erstaunen vieler Beobachter und Entsetzen seiner Fans: Er hielt sich daran. Cat alias Yusuf verschwand für 30 Jahre lang von der Bühne. Wenn man ihn zu Gesicht bekam, dann nicht mehr als attraktiven junger Rebell in Schlaghose und eben diesem Feuer in den Augen, sondern als streng gläubiger Moslem in weißem Gewand, mit kurzen Haaren und einem langen, spitz zulaufendem Bart, der plötzlich ziemlich schnell ergraute. Viele waren enttäuscht über diesen Lebenswandel, aber, das wurde bald klar, Yusuf Islam tat das alles nicht, um es den Leuten recht zu machen und allen zu gefallen. Er wollte jetzt nur noch Gott gefallen.

Gott steht über der Musik

„And if you make it through the trouble and the pain, that may be the time for you to know his name.“ Yusuf singt inzwischen wieder. Nun ist die Bühne voll mit Musikern, auch ein Drummer ist dabei, aber zum Aufstehen reicht es für die Zuschauer scheinbar noch nicht, sie warten insgeheim auf ihre alten Lieblingslieder. „Heaven“ heißt der Song, es ist einer seiner neuen Kompositionen. Cat wirkt so langsam wieder wie ein echter Rockstar. Er hat sichtlich Spaß daran, zwischen jedem Lied die Gitarre zu wechseln und witzige Geschichten zu erzählen, auch wenn die Lacher aufgrund von Verständnisproblemen ausbleiben. Nach „The First Cut is the Deepest“ weist er süffisant darauf hin, dass das Lied aus seiner Feder stammt und nicht aus der von Rod Stewart. Von seinen Abstinenzjahren spricht er fast etwas distanziert als „big gap“, „that time“ oder „these years in which I did basically nothing“. Seine Ausdrucksform ist die Musik, das hat Cat Stevens inzwischen begriffen,



Als bärtiger Muslim Yusuf - trotzdem immer noch Rockstar

und nicht etwa die Politik: Seine Statements zur Fatwa gegen Salman Rushdie waren sehr missverständlich und legten nahe, dass er diese gut heißen würde, was natürlich große Wellen schlug. Das Bild des friedlichen und toleranten Moslems bekam Risse. Aber Cat Stevens ist, was er tut, und nicht, was er darüber denkt oder erzählt. Irgendwann sah er im Raum seines Sohnes eine Gitarre liegen, nahm sie und begann wieder zu spielen. Von diesem Moment an war er machtlos gegen die Musik, gegen die alten Lieder und die neuen Ideen, die in ihm warteten. Als er dann den erneuten Wandel vor einem Journalisten rechtfertigen musste, erzählte er tatsächlich mit rührend unschuldiger Miene davon, dass die Gitarre ja ursprünglich aus der muslimischen Welt über Spanien nach Europa gelangt war.

Cat Stevens ist, was er singt. Und nun sind es endlich wieder seine ganz großen Hits. „Morning Has Broken“, „Wild World“, „Father And Son“ und „Peace Train“ direkt hintereinander. Alle Zuschauer stehen, die Stimmung ist euphorisch. Jeder kritische Gedanke ist wie weggeblasen, der minutenlange Applaus ist wie ein Glaubensbekenntnis an Cat, an Yusuf, an die Musik, an den Frieden. „I’ve been happy lately, thinking about the good things to come, and I believe it could be, something good has begun.“ Leben! Peace! Zugabe! Und alle zusammen: „Cause out on the edge of darkness, there rides a peace train, oh peace train take this country, come take me home again.“

Traumtänzer



2. Platz, Kategorie Lyrik: Von Wolfgang Müller

Irgendwo jemand träumt
zu jeder Zeit, just in dieser Sekunde
jedoch nichts versäumt
keine Erdenstunde:
Bestreitet Kämpfe um Macht
findet ewige Liebe
amüsiert sich und lacht
oder jagt Hühnerdiebe
balanciert auf dem Seil
fällt Schluchten hinab
ist einfach in Eil`
oder macht grade schlapp

spaziert durch den Regen
plant eine Mord
verkündet den Segen
oder sucht einen Ort
Irgendwo jemand träumt
zu jeder Zeit, just in dieser Sekunde
jedoch nichts versäumt
keine Erdenstunde
wandelt umher in persönlicher Nacht
entflieht dem Licht
bis er schließlich erwacht.

Wir veröffentlichen von nun an wöchentlich die Gewinnertexte des diesjährigen Heinspiels.

In the middle of nowhere

Robert Williams: Luke und Jon, Berlin Verlag, Berlin 2010

Normalerweise lese ich abends, bevor ich mich schlafen lege - ein paar Kapitel, bevor mir die Augen zufallen. Luke und John habe ich auch morgens zum Frühstück gelesen. Im Bus auf dem Weg zur Uni und auf dem Weg zurück. Da das Taschenbuch nur 186 Seiten hat, war das eine relativ kurze Angelegenheit, ein paar Tage mit Luke und John, und das war's - leider. Robert Williams hat ein erstaunliches Erstlingswerk geschrieben: ein Buch, auf das ich mich gefreut habe, schon Stunden bevor ich ich wieder Gelegenheit hatte, darin zu lesen.

Die Geschichte klingt zunächst recht deprimierend: Luke Redridge verliert seine Mutter bei einem Verkehrsunfall. Sein Vater, ein scheinbar lebensunfähiger Künstler, ist für den darauf folgenden Alltag als allein erziehender Vater und Hausmann nicht gewappnet: er bezahlt keine Rechnungen, öffnet keine Briefe, trinkt und ist deprimiert. Daraufhin wird das Haus der Redruges zwangsversteigert, inklusive Möbel. Von

einer gemütlichen englischen Kleinstadt muss die Familie in eine deprimierende Gegend im Norden ziehen, wo die Immobilienpreise niedriger sind. Vater und Sohn beziehen eine Bruchbude, am Rande eines Waldes auf einem Berg gelegen, in the middle of nowhere sozusagen. Auf dem Bowland Fell liegt noch ein einziges anderes Haus und da wohnt Jon. Eines Tages steht er vor der Tür, um halb sieben morgens, und heißt seinen neuen Nachbarn willkommen. Auch Luke hat keine Mutter mehr, wohnt bei seinen Großeltern, die dement und einsam vor sich hin vegetieren.

Die Freundschaft von Luke und Jon spielt sich vor der tristen Kulisse von Duerdale und dem Bowland Fell, wo weit und breit Fabrikschornsteine in den grauen Himmel ragen, wo dichter Nebel über den Felsen hängt, wo sich selten

ein Spaziergänger in den Burlingly Forest verirrt. Wo niemand lebt, der dort nicht leben muss. Wo Luke und Jon in der Schule windelweich geprügelt werden. Wo das Sozialamt jeden Tag vor der Tür steht, um die Bruchbuden der (Halb-)Waisen zu kritisieren. Und doch gelingt es Robert Williams dieser Landschaft ein eigentümliches Gefühl von Heimat einzuhauchen, er erschafft eine atmosphärische Dichte, die uns die Nadelbäume im Burlingny Forrest beinahe riechen lässt, wenn der Lukes Vater dort sein zwei Meter großes Holzpferd aufstellt. Das eigentliche Geschehen, das Entstehen einer warmherzigen Freundschaft, das daraus resultierende Sich-Wieder-Finden von Vater und Sohn, das passiert zwischen den Zeilen. Kritiker haben Robert Williams bereits mit J.D. Salinger verglichen - und auch ich würde sagen: lesen.



Sophias Welt



Der ASTA informiert...

Allgemeiner Studierendenausschuss

V.i.S.d.P.: ASTA-Vorstand

Tobias Siewert
Quelle: Aljona Merk



Was macht eigentlich...?

Die Vorstandsmitglieder des ASTA hören oft dieselbe Frage: „Du bist doch beim ASTA. Was machst du da eigentlich genau?“ Darum stellen die einzelnen Vorstandsmitglieder in den kommenden Wochen ihre Projekte vor und erklären, was ihnen bei ihrer Tätigkeit besonders am Herzen liegt.

Tobias Siewert

Im Rahmen meiner Tätigkeit als Vorstandsmitglied ist es eine meiner Aufgaben, den ASTA sowohl nach außen zu vertreten als auch ASTA-intern tätig zu sein.

Das bedeutet, dass ich ebenso wie meine Vorstandskollegen kontinuierlich den Kontakt zu anderen Institutionen der Universität halte. Hier sei z.B. das Rektorat, insbesondere unser Prorektor für Lehre und Studienqualität, Herr Prof. von Alemann erwähnt. Ein gutes Verhältnis ist hier von besonderer Wichtigkeit, um mit den notwendigen Informationen die Entwicklung unserer Universität mitbeeinflussen und unseren Standpunkt, die Sichtweise der Studierenden, darlegen und vertreten zu können. Das gilt genauso in Bezug auf die Universitätsverwaltung, hier für mich speziell auf das sog. Dezernat 6 „Gebäudemanagement“. Zusammen mit diesem finden regelmäßige Treffen mit der Rheinbahn statt, in welchen wir Beschwerden, aber auch Lob vorbringen und uns zu den neuesten Plänen äußern können, um unseren Standpunkt zu vertreten. Zusätzlich haben wir auch eigenständige Gespräche mit der Rheinbahn wieder aufleben lassen, um einen direkten und schnellen „Draht“ zum Unternehmen zu haben.

Außerdem ist das Dezernat 6 zuständig für die Ausstattung und den Zustand des Campus und der Gebäude, sodass ich in diesem Rahmen auch die mangelnde Beleuchtung zwischen den Gebäuden 25 und 26 ansprechen konnte sowie die zu Beginn des Jahres häufig ausgefallenen Lampen im Bereich des Campus Süd.

Der zweite Teil meiner Arbeit bezieht sich auf interne ASTA-Aufgaben, also vor allem auf „meine“ Referate, um die ich mich hauptsächlich kümmere. Diese sind das Kommunikationsreferat, das Transparenzreferat und das Finanzreferat.

Mit dem Kommunikationsreferat haben wir uns vorgenommen, die Außendarstellung des ASTA zu verbessern. Das bezieht sich zum Einen auf unsere Online-Auftritte (Homepage und Facebook) und zum Anderen auf die Materialien und Flyer, die wir herausgeben. Zusammen mit unserer Kommunikationsreferentin Aljona Merk arbeiten wir gerade an einer neuen, übersichtlicheren, einfacheren – und einfach auch – schickeren Homepage. Auf dieser werden immer die neuesten Informationen veröffentlicht – ebenso wie bei Facebook, wo wir seit dem Start des Referates viele neue Facebook-„Friends“ hinzugewinnen konnten. Das wollen wir weiterhin ausbauen, damit die Studierenden auch zukünftig koalitionsunabhängig mehr von der Arbeit des jeweiligen Vorstandes und seiner Referate erfahren.

Das Transparenzreferat kümmert sich als neu geschaffenes Referat um die interne Hochschulpolitik, nämlich einerseits um den Haushalt der Universität – was gibt die Uni eigentlich, wann und wofür aus? Außerdem untersucht und vergleicht Simon Oligschläger die Angebote des Studentenwerkes mit anderen in NRW. Preise und Auswahl in den Mensen und Caféten sowie die Wohnqualität und das Angebot in den Wohnheimen sind die Schwerpunkte. Aus diesen Erkenntnissen können wir dann Forderungen oder Verbesserungsvorschläge ableiten, die wir gegenüber der Leitung des Studentenwerkes artikulieren können.

Wenn Ihr Fragen an mich habt, meldet Euch gerne unter tobias.siewert@asta.uni-duesseldorf.de oder kommt in meine Sprechstunde am Dienstag von 12 bis 14 Uhr.



Allgemeiner Studierendenausschuss der Heinrich-Heine-Universität
Der Vorstand · Universitätsstraße 1 · 40225 Düsseldorf · 25.23.U1.45 ·
vorstand@asta.uni-duesseldorf.de · feedback@asta.uni-duesseldorf.de ·
www.asta.uni-duesseldorf.de · www.facebook.com/astaHHU ·

Donnerstag, 19.5.

Außer Betrieb, mit DJ Buzz, 19 Uhr, Trinkhalle
 Das Labor, Techno, Minimal, mit DJ Analyzer & Guest, 22 Uhr, Pretty Vacant
 Von der Liebe, Gedichte und Geschichten, poetischer Streifzug mit Klaus Grabenhorst, 18.30 Uhr Café Bild&'s art, Brunnenstr. 44
 Düsseldorfer Rollnacht, für Inlineskater und Rollschuhfahrer, 22 Uhr Burgplatz
 Romantic Afternoon, 20 Uhr, FFT, auch Freitags

Freitag, 20.5.

Queer-Beats-Party, der Schwulen und Lesbenreferate, ab 21 Uhr, SP-Saal
 Kulturfrühstück, zu Gast: Bernd Plöger (Regisseur), 11 Uhr, FFT Juta
 Tarakany!, Pop-Punk (RUS), Support: Alerta!, ca 20 Uhr, AK7
 Acht.Null.Acht, House, UK Garage, Dubstep mit Resident DJs, 22 Uhr, Pretty Vacant
 electrosound.tv, mit DJs Perc, Arcade Robot u. a., 23 Uhr, Koyote Privat

Samstag, 21.5.

Amnesty Birthday Bash, Feiern für die Menschenrechte, 22 Uhr, SP-Saal
 Elektro Swing Club #2, Chaleston, Elektro-Swing, 22 Uhr, zakk
 Russendisko mit DJ Yuriy Gruzhy, osteuropäische Musik die Menschen zum Tanzen bringt, 22 Uhr, zakk
 un.de.r firends, Salsaparty mit wechselnden Djs, 22 Uhr, Cafe-Bistro, tanzhaus nrw

Sonntag, 22.5.

Raindrops and Roses! Literarisch-musikalische Reise durchs letzte Jahrhundert mit der A-Cappella-Gruppe ‚die vierte Frau‘, 17 Uhr, Theater Otto Zwo, Ottostr. 2
 Griechisches Literaturfrühstück, literarische, musikalische und kulinarische Reise, 11 Uhr, zakk
 Chalid al-Chamissi: Im Taxi. Unterwegs in Kairo, Autorenlesung, 20 Uhr, zakk

Montag, 23.5.

Club Carnage, Metalparty, 21 Uhr, Rotkompot
 Augenzeuge Hiroshima, Flim, Performance und persönlicher Erfahrungsbericht, Studio, 19.30, zakk
 Eurovision Song Contest/Düsseldorfer Rock- und Popbands im Portrait, 18/20 Uhr, Filmmuseum

Dienstag, 24.5.

Wohnzimmersmusikkclub, rare Hits von 1980 bis heute, 20.15, Pretty Vacant
 Fieberkurve, groovige Tunes, Soul, Funk, Pop, Rock, 21 Uhr, Stone

Mittwoch, 25.5.

Noche de Salsa, 21.15 Uhr, tanzhaus nrw
 Die Zauberflöte auf Japanisch, Mozarts ‚Zauberflöte‘ als einzigartige Begegnung zweier Kulturen, 18 Uhr, Theatermuseum
 Karaoke Night, 19 Uhr, Sprachcaffee, Grafenberger Allee 78
 CampusKino: Die etwas anderen Cops, 16:30 UND 18:30 Uhr in HS 3H. Eintritt: 1 Euro

Leckerbissen

Von Fabian Kurmann

Romantic Afternoon

Sobald die Sonne scheint, besetzen sie Parkbänke und Bushaltestellen: Knutschende Pärchen. Sie sind Alltag, lösen aber in den übrigen Passanten etwas aus zwischen Scham und Vergnügen, Befremdung und Mitgefühl oder Ärger. „Das interessante ist, dass sich die öffentliche und private Sphäre durchkreuzen“, sagt Sebastian Schulz. Zusammen mit seinen fünf Mitakteuren wird eine Stunde lang nichts anderes gemacht, als Lippen, Zunge und auch den restlichen Körper sprechen zu lassen. Und was haben die Künstler dank ihrer Versuchsordnung selbst gelernt? „Dass man sich im Küssen verlieren kann. Dabei bleibt der Partner auch mal außen vor. Aber eigentlich ist das kein Beinbruch.“
 FFT 19./20./28.5.

Augenzeuge Hiroshima

In Düsseldorf lebt die größte japanische Gemeinde in Europa, die in diesem Jahr ihr 150. Jubiläum deutsch-japanischer Freundschaft feiert. Hierzu möchte das Kulturzentrum zakk mit Hideto Sotobayashi, einem Zeitzeuge der Bombardierung Hiroshimas, ein schwieriges und trauriges Kapitel der japanischen Geschichte aufschlagen.
 Durch die Ereignisse in dem japanischen Atomkraftwerk Fukushima gewinnen Hideto Sotobayashis Warnungen vor der Nutzung von Atomenergie eine ebenso dramatische wie traurige Brisanz. Er berichtet von seinen persönlichen Erfahrungen, die er damals als 16-Jähriger machen musste und geht anschließend auf individuelle Fragen aus dem Publikum ein. Dabei geht es ihm nicht um die Schuldfrage. Sein Anliegen ist es vielmehr, vor den unmenschlichen Auswirkungen eines atomaren Krieges sowie der Nutzung von Atomenergien im Allgemeinen zu warnen und Frieden zu propagieren. „Die Atombomben sind ein Menschheitsproblem“, sagt er. 23.5., zakk

Metropolis

Der Zufallsfund einer vollständigen Kopie von Fritz Langs Meisterwerk „Metropolis“ war eine mittlere Sensation und wurde entsprechend gewürdigt – mit gleichzeitigen Gala-Vorführungen der restaurierten Fassung im Berliner Friedrichstadtpalast und in Frankfurts Alter Oper im Februar 2010. Jetzt kann sich auch das Kinopublikum das vervollständigte Werk anschauen. Ab 12.5. im Metropol